

## Abschiedsbriefe. Letzte Zeilen vor dem Suizid als historische Quellen

Udo Grashoff

Wenn im Folgenden von Abschiedsbriefen die Rede ist, dann geht es, in Abgrenzung von einem weiter gefassten Begriffsverständnis,<sup>1</sup> ausschließlich um jene kurz vor der Selbsttötung geschriebene Zeilen, die das Selbstverständnis von Suizidenten sowie ihre Sicht auf Mitmenschen und Umwelt zum Ausdruck bringen. In diesen Zeilen äußert sich oft eine imaginäre Vorwegnahme des Todes, weshalb das Briefschreiben als Teil der suizidalen Handlung angesehen werden kann, und zugleich als Versuch, auf die Zeit nach dem eigenen Tod Einfluss zu nehmen.<sup>2</sup> Die letzten Worte richten sich in der Regel an Lebenspartner, Verwandte oder andere nahestehende Personen, sind allerdings oft auch in dem Wissen darum geschrieben, dass Amtspersonen wie Gerichtsmediziner, Kriminalpolizisten oder Anwälte Einsicht nehmen könnten. Das Briefschreiben ist somit Teil eines halböffentlichen kommunikativen Aktes.

Anders als bei Bewerbungsschreiben oder Liebesbriefen gibt es jedoch weder einen normativen öffentlichen Diskurs noch Guidelines zum Abfassen der letzten Zeilen. Die ausweichenden Antworten, die ein anonymer Beiträger in einem Internetforum auf die Frage „Was kommt in einen Abschiedsbrief?“ bekam, unterstreichen das: „Einen Leitfaden für so etwas kann es nicht geben“, und: „Das ist eine höchst individuelle Sache und daher gibt es dafür keine Regeln.“<sup>3</sup> Eine Studie, bei der einer Gruppe Psychologiestudenten eine Mischung aus echten und simulierten Abschiedsbriefen vorgelegt wurde, zeigte ebenfalls, dass die Vorstellungen hinsichtlich Inhalt und Form von Abschiedsbriefen ausgesprochen uneinheitlich sind.<sup>4</sup> Nicht einmal die Angabe von Motiven taugt als kleinster gemeinsamer Nenner; viele Abschiedsbriefe erfüllen diese Erwartung nicht und bieten, wenn überhaupt, nur vage Erklärungen der Gründe für den Tod durch eigene Hand.<sup>5</sup>

Wie der französische Soziologe Jean Baechler ausgeführt hat, stellen Selbsttötungen in der Regel Problemlösungen dar.<sup>6</sup> Die Funktion, die Abschiedsbriefe in diesem Zusammenhang erfüllen, kann stark variieren. Zu den häufigsten Zwecken gehören die Verabschiedung von Hinterbliebenen, Rechtfertigungen und Entschuldigungen, das mehr oder weniger direkte

---

<sup>1</sup> Vgl. als Beispiel *Berg*.

<sup>2</sup> Vgl. *Galasinski*, Kapitel 6.

<sup>3</sup> Gute Frage (<https://www.gutefrage.net/frage/ich-will-mich-nicht-umbringen-aber-es-interessiert-mich-was-kommt-in-einen-abschiedsbrief>); eingesehen: 13.6.2018).

<sup>4</sup> Das hat z.B. verdeutlicht *Leenaars/Lester*.

<sup>5</sup> Vgl. zu dieser Erwartungshaltung im 18. Jahrhundert: *Schlinzig*, S. 178f.

<sup>6</sup> Vgl. *Baechler*.

Zuweisen von Schuld, sowie Anweisungen an die Hinterbliebenen, einschließlich testamentarischer Verfügungen. Teilweise werden Abschiedsbriefe als „manipulative Kommunikation mit der Nachwelt“ erlebt.<sup>7</sup> So haben die US-amerikanischen Suizidologen Steven Stack und Iain Rockett in ihrem umfangreichen Sample zahlreiche Hass-Botschaften gefunden: „Die eindeutige Bezeichnung der Person oder Institution, die das Opfer in den Suizid getrieben hat, kann als ein Versuch angesehen werden, durch die Leser des Abschiedsbriefes post mortem Rache zu nehmen.“<sup>8</sup> Andere Studien haben demgegenüber auf den (auf den ersten Blick vielleicht überraschenden) hohen Anteil von Liebesbotschaften in den letzten Zeilen von Suizidenten hingewiesen.<sup>9</sup>

Die Frage, wie die letzten Zeilen trotz aller Heterogenität dennoch als Genre gefasst und näher spezifiziert werden können, ist in letzter Zeit mehrfach aufgeworfen worden, und dieser Essay, der Untersuchungen aus diversen Disziplinen wie Psychologie, Psychiatrie, Linguistik, Literaturwissenschaft, Geschichte und Philosophie sichtet und analysiert, versteht sich als eine Bestandsaufnahme dieser Debatte.

## **I. Schreiben oder nicht Schreiben?**

Das Verfassen eines Abschiedsbriefes an sich ist bereits ein Statement. Nur eine Minderheit derer, die sich das Leben nehmen, hinterlässt Schriftstücke für die Nachwelt. Das ist eine wichtige Erkenntnis der medizinischen Suizidforschung, die auch bei historischen Interpretationen im Auge behalten werden sollte. Die Prozentangaben variieren, aber den umfangreicheren und daher statistisch aussagekräftigen Studien zu Selbsttötungen in der westlichen Welt (Nordamerika, West- und Mitteleuropa, Australien) zufolge wurden nur bei etwa einem Drittel der Suizidenten Abschiedszeilen vorgefunden. Diese Befunde haben in der medizinischen Suizidforschung, die sich von den Briefen authentische Einblicke in die Genese von Suizidalität erhofft, eine intensive Debatte darüber ausgelöst, ob aus den Briefen generelle, das heißt für alle Suizidenten geltende Rückschlüsse gezogen werden können. Einige Suizidforscher haben behauptet, dass sich jene, die vor der Selbsttötung ein Schriftstück hinterlassen, kaum von jenen unterscheiden, die kommentarlos aus dem Leben gehen.<sup>10</sup> Diese Ansicht wurde allerdings durch neuere Studien in Zweifel gezogen.

Ein Forscherteam argumentierte, dass „Abschiedsbriefhinterlasser“, die unmittelbar bevor sie

---

<sup>7</sup> Lind, S. 316, FN 2.

<sup>8</sup> Übersetzung des Verf. („Clear communication of the person or institution that drove the victim to suicide can be perceived as a manner for seeking revenge after death through the readers of the note.“) Stack/Rockett, S. 19.

<sup>9</sup> Vgl. Ioannou/Debowska.

<sup>10</sup> Vgl. Callanan/Davis; Cerel u. a.

sich das Leben nehmen noch „motiviert sind, sich anderen Menschen mitzuteilen“, allein „deshalb möglicherweise in ihrem psychologischen Profil von Suizidopfern abweichen könnten, die diese Motivation nicht mehr haben.“<sup>11</sup> In der bisher umfangreichsten, im Jahr 2018 publizierten Untersuchung – die 30.570 Suizide ausgewertet hat, bei denen in 10.048 Fällen ein Abschiedsbrief gefunden wurde – haben Stack und Rockett mehrere statistisch signifikante Unterschiede zwischen jenen, die sich vor ihrer Selbsttötung mit einem Brief an die Nachwelt wenden, und jenen, die dies nicht tun, nachgewiesen.<sup>12</sup>

Der Umstand, dass manche Studien Unterschiede finden und andere nicht, ist zu einem bedeutenden Teil dadurch erklärbar, dass sich letztere zumeist auf grobe soziale Variablen wie Alter, Geschlecht oder psychische Krankheit beschränkt haben, während erstere auch konkrete situative Faktoren in die Analyse einbezogen. Jene Suizidenten, die der Nachwelt noch etwas mitteilen, unterscheiden sich aber kaum hinsichtlich ihrer Persönlichkeitseigenschaften und vielmehr hinsichtlich ihres Sozialverhaltens in der konkreten Situation unmittelbar vor dem Tod, in der sie anders als die Mehrheit der Suizidenten durch Kommunikation noch etwas bewirken wollen. So fanden die Forscher bei Briefschreibern häufiger akute Beziehungskonflikte und finanzielle Probleme unmittelbar vor der Selbsttötung. Jeder Fall ist somit vor allem aus seiner individuellen situativen Bedingtheit heraus zu verstehen.

## **II. Diagnostischer Optimismus: Abschiedsbriefe als Fenster zur Seele?**

Die medizinische Suizidforschung hat im Verlaufe der jahrzehntelangen Erforschung von Abschiedsbriefen einen für historisch Forschende lehrreichen, recht turbulenten Erkenntnisprozess durchlaufen. In den 1940er und 1950er Jahren herrschte zunächst ein gewisser Pioniergeist vor. Psychiater und Psychologen glaubten, dass die Briefe Fenster zur Seele der Suizidenten seien und suchten nach Hinweisen auf den mentalen Zustand unmittelbar vor der Selbsttötung, um pathologische Entwicklungen diagnostizieren und präventive Maßnahmen bzw. Therapien für Überlebende von Suizidversuchen entwickeln zu können. So erhoffte sich der Schweizer Psychiater Walter Morgenthaler nicht nur Aufschlüsse über Einzelfälle, sondern „wichtige Fingerzeige [...] zur psychologischen Abklärung [...] sogar des Selbstmordproblems im allgemeinen“.<sup>13</sup>

---

<sup>11</sup> Eisenwort u. a, S. 1362

<sup>12</sup> Vgl. Stack/Rockett. Zu einem ähnlichen Ergebnis kam auch eine Auswertung von 347 Abschiedsbriefen in Tasmanien: Haines u. a.; eine Auswertung von 224 Abschiedsbriefen in Hong Kong: Ho u. a., eine Analyse von 1653 Suiziden in Japan: Kuwabara u. a. Für Deutschland vgl. Heim/Lester.

<sup>13</sup> Morgenthaler, S. 79.

Diese Suche nach Anzeichen für den psychologischen Ausnahmezustand vor dem Suizid blieb keineswegs ergebnislos. Als Symptome pathologischer Entwicklungen haben Mediziner einen gewissen „Tunnelblick“ ausgemacht, eine Fokussierung auf scheinbar banale Instruktionen für die Zeit danach, und gleichzeitig eine relativ starre dichotome Logik. Während einige Forscher aber zugleich darauf hinwiesen, dass die in den letzten Zeilen vorgebrachten Argumente oft vage und inkonsistent sind, verkündete etwa der US-amerikanische Suizidologe Edwin Shneidman in den 1950er Jahren überschwänglich: „Suicide notes are the golden road to the understanding of suicide”.<sup>14</sup> Der naiven Erwartung, die letzten Zeilen könnten unmittelbare Einsichten in das Denken und Fühlen vor dem Suizid geben, folgte bald die Ernüchterung. Zwei Jahrzehnte später bezeichnete Shneidman sie nahezu verbittert als „one of the world’s most unnecessary documents“. Bei genauerer Prüfung ähnelten Abschiedsbriefe eher den touristischen Ansichtskarten, die vom Grand Canyon oder von den ägyptischen Pyramiden geschickt und nicht einmal im Ansatz das Grandiose der Szenerie und der dadurch evozierten Emotionen wiedergeben würden.<sup>15</sup> Die letzten Zeilen von Suizidenten seien, wie auch andere Autoren ausgeführt haben, oft „atemberaubend banal“.<sup>16</sup> Angesichts der dürftigen Erkenntnisse über psychopathologische Entwicklungen, die aus Abschiedsbriefen gewonnen werden konnten, konstatierte etwa der Medizinsoziologe Nikolaus Heim: „In der empirischen Selbstmordforschung wurden lange Zeit grosse Hoffnungen auf die Analyse von Abschiedsbriefen gesetzt. [...] Doch über allerletzte Gründen oder wahre Motive der Selbsttötung ist in Abschiedsbriefen kaum etwas zu erfahren.“<sup>17</sup>

Die weitgehende Begrenzung der medizinischen Abschiedsbriefforschung auf die Texte an sich dürfte dieses Scheitern begünstigt haben. Sicher ist es möglich, allein aus der Analyse der letzten Zeilen Rückschlüsse auf die kommunikativen Strategien von Suizidenten zu ziehen, wie beispielsweise der Sprachwissenschaftler Dariusz Galasinski gezeigt hat.<sup>18</sup> Auch lassen sich genuine Abschiedsbriefe anhand bestimmter sprachlicher Merkmale wie geringere Sachlichkeit, weniger häufige Thematisierung positiver Gefühle sowie stärkere Egozentriertheit von simulierten Briefen unterscheiden.<sup>19</sup> Ein tieferes Verständnis der suizidalen Situation und der Gründe für die Selbsttötung ist jedoch schwerlich erreichbar ohne

---

<sup>14</sup> *Leenaars*, S. 10.

<sup>15</sup> „Suicide notes are like a parody of the postcards sent home from the Grand Canyon, the catacombs, or the pyramids—essentially unimaginative, pro forma, and not at all reflecting the grandeur of the scene being described, or the grandeur of the human emotions that one might expect to be engendered by the situation.“ *Shneidman* (1973), S. 384, S. 387.

<sup>16</sup> *Dery*, S. 262.

<sup>17</sup> *Heim*.

<sup>18</sup> Vgl. *Galasinski*.

<sup>19</sup> Vgl. *Bodenstaff*, S. 47.

zuvor die verfügbaren Informationen über Vorgeschichte und Suizidsituation zusammenzutragen und kritisch zu analysieren. Die letzten Zeilen erlauben schließlich, wie alle Selbstzeugnisse, keine automatischen Rückschlüsse auf die Konflikte und Leiden der wortlos verstummten Mehrheit derjenigen, die Hand an sich legen. Selbst die oft sehr einfühlsamen und erhellenden Interpretationen von Galasinski, der anhand von Abschiedsbriefen polnischer Männer zahlreiche diskursive Strategien herausgearbeitet hat, hängen letztlich in der Luft, weil sich die tatsächliche Bedeutung dieser Strategien nur durch den Kontext erschließen lässt. Um den relativen Wahrheitswert von Äußerungen wie „ich war für diese Welt eine Fehlkonstruktion“ oder „ich kann nicht anders“ abschätzen und die Perspektive der Suizidenten verstehen zu können, muss der Abschiedsbrief im Sinne der historischen Quellenkritik in seinen (möglichst genau rekonstruierten) Entstehungskontext zurückversetzt werden.<sup>20</sup> Zu dieser Erkenntnis ist auch Edwin Shneidman gegen Ende seiner Forscherkarriere gelangt: „Life is like a long letter and the suicide note is merely a postscript to it and cannot, by itself, be expected to carry the burden of substituting for the total document.“<sup>21</sup>

### **III. Literarische Heroisierung**

Parallel zur medizinischen Suizidforschung hat auch die literarische Aneignung des Suizidmotivs Vor-Urteile für die Interpretation von Abschiedsbriefen etabliert. Während die medizinische Diagnostik nach Symptomen von Störung und Schwäche sucht, wird die suizidale Handlung in literarischen Abschiedsbriefen oft als Zeichen von Stärke, oder zumindest absurder Selbstbehauptung dargestellt. So trug beispielsweise die von Friedrich II. verfasste Epistel an den Marquis d'Argens zur Etablierung der Vorstellung einer heroischen Ehrenrettung durch Suizid bei.<sup>22</sup> Goethe hingegen knüpfte den heroischen Suizid seines Romanhelden Werther an die Handlung des Briefschreibens selbst. Im Roman erscheint die Selbsttötung als ein Sich-Hineinschreiben in den Tod.<sup>23</sup> Dass das von dem Buch angeblich ausgelöste „Werther-Fieber“ weitgehend ein Diskursphänomen blieb, wirft ein Schlaglicht auf die Diskrepanz von fiktionaler und tatsächlicher Suizidalität.<sup>24</sup> Zwar stimmt es nicht, dass wer von Suizid redet sich nicht umbringt, aber die literarische Rede vom Suizid verfolgt mit Metaphern, Ambivalenz und intertextuellen Verweisen oft andere, nicht primär referenzielle

---

<sup>20</sup> *Grashoff*, S. 64, 114.

<sup>21</sup> Vgl. *Shneidman* (1980), S. 43, S. 59.

<sup>22</sup> Vgl. *Kühnel*, S. 146f., S. 153f.

<sup>23</sup> Vgl. *Neumeyer*, S. 204.

<sup>24</sup> Vgl. *Neumeyer*, S. 34.

Strategien, und trägt daher nicht immer zum besseren Verständnis von Suizidalität bei.

Eine bis in die Gegenwart hineinwirkende Hypothek der literarischen Stilisierung von Selbsttötungen ist, dass den letzten Worten – zumal sie durch den oft gewaltsamen Tod als auf eindringliche Weise beglaubigt erscheinen – eine besondere Autorität zugeschrieben wird. Sie werden als Sichtfenster in die geschlossene Welt des Suizidenten behandelt. Wie Marie Isabel Schlinzig gezeigt hat, haben die fiktionalen Vorbilder in diesem Zusammenhang ein Spannungsfeld von zwei Extrempositionen konstituiert. Prototypisch für das eine Extrem steht die Funktion der Abschiedsbriefe in Euripides' Tragödie „Hippolytos“. Hier versucht die antike Selbstmörderin Phaedra, die Nachwelt mit Hilfe ihrer letzten Worte irrezuführen, was beinahe gelingt – erst später wird die perfide Taktik ihres Abschiedsbriefes offengelegt.<sup>25</sup> Demgegenüber führt der Abschiedsbrief der Perserin Roxane in Montesquieus Roman „Lettres Persanes“ aus dem Jahr 1721 zur Enthüllung einer zuvor geheim gehaltenen Wahrheit und damit zur Demontage einer Lebenslüge.<sup>26</sup>

Phaedra (Täuschung) und Roxane (Offenlegung) bilden die Pole, zwischen denen sich oft auch die historische Analyse von Abschiedsbriefen bewegt, wobei die affirmative Nutzung zu überwiegen scheint, bei der sich Forschende – darin der Erwartungshaltung mancher Suizidologen nicht unähnlich – von der eindrucksvollen „Selbstevidenz“ vieler Abschiedsbriefe beeindruckt zeigen. Ein Beispiel hierfür bietet Ursula Baumanns Monografie über Suizid im 19. und frühen 20. Jahrhundert, in der sie sich überzeugt gibt, dass die letzten Zeilen als Primärquelle über Gründe der Selbsttötung Auskunft geben können: „Die Verfasser bringen darin mit den ihnen zur Verfügung stehenden sprachlichen Mitteln klar und verständlich zum Ausdruck, daß und warum sie nicht mehr leben wollen bzw. können“.<sup>27</sup> Die in Baumanns Buch präsentierten Beispiele belegen diese erkenntnisoptimistische Aussage nur teilweise. Zwar äußern manche Abschiedsbriefe (analog zu dem literarischen Brief von Roxane) Gründe, die den Suizid nachvollziehbar erscheinen lassen.<sup>28</sup> Aber oft bleiben die letzten Zeilen vage und unklar.<sup>29</sup> Die Evidenz stellt sich nicht selbst her, sondern bedarf der Bestätigung durch andere Quellen. Baumann liefert diese Tiefendimension, sofern möglich, mit, ihre Auswahl präsentiert allerdings ein rationalisiertes Bild von den letzten Zeilen. Indem nur die verständlichen, einleuchtenden Briefe herangezogen werden, bleibt deren Funktion

---

<sup>25</sup> Schlinzig, S. 25.

<sup>26</sup> In diesem Sinne erfüllten Abschiedsbriefe in publizierten Sammlungen von Selbstmörderbiografien im 18. Jahrhundert vor allem die Funktion der Offenbarung bis dato unbekannter Fakten. Vgl. Schlinzig, S. 169.

<sup>27</sup> Baumann, S. 340.

<sup>28</sup> Vgl. etwa den im Mai 1790 geschriebenen Abschiedsbrief von Alexander Friedrich Georg von der Schulenburg in: Kühnel, S. 176.

<sup>29</sup> Eine Abschiedsbotschaft lautet zum Beispiel: „Hoffentlich werde ich jetzt mal Ruhe haben.“ Baumann, S. 344. Sicherlich ist das ein klares Statement, aber es lässt die Gründe im Dunkeln. Vgl. zur Vagheit von Abschiedsbriefen auch Galasinski, S. 42.

auf eine Illustration der Suizidsituation beschränkt.<sup>30</sup>

In kritischer Abgrenzung von Baumann behandelt Moritz Föllmer Abschiedsbriefe in zwei Aufsätzen zu Selbsttötung und Krise in der Weimarer Republik als Elemente der als krisenhaft erlebten Kommunikation. Unter anderem verdeutlicht Föllmer mit einer Auflistung von Zitaten, dass Suizidenten in ihren Briefen auf diverse zeitgenössische Topoi zurückgriffen. Die kommunikativen Strategien, die Abschiedsbriefschreiber mit den letzten Zeilen verfolgen, werden allerdings nicht eingehend analysiert.<sup>31</sup> Föllmer verwendet die Zitate aus Abschiedsbriefen, ganz ähnlich wie Baumann, vorwiegend zur Illustration.<sup>32</sup>

Eine solche affirmative Praxis ist zum Teil der mangelhaften Quellenlage geschuldet, die es oft nicht zulässt, alle Andeutungen und Details nachzuvollziehen. In zahlreichen Fällen ist es aber durchaus möglich, die diskursiven Strategien im Spannungsfeld von Erklärung (im Sinne Roxanes) und Verklärung (im Sinne Phädras) genauer zu verorten. Zwei Beispiele aus der eigenen Erforschung der Geschichte der Selbsttötung in der Deutschen Demokratischen Republik (DDR) sollen das illustrieren.

Im Fall des aus den USA in die DDR übergesiedelten Sängers und Schauspielers Dean Reed erfüllte der Abschiedsbrief, wenn auch verspätet, eher die Funktion der Erklärung eines mysteriös erscheinenden Todes. Verwandte und Freunde des Verstorbenen, darunter auch Reeds Managerin, hatten bereits eine Woche nach der Bekanntgabe des offiziell als „tragischer Unglücksfall“ deklarierten Todes im Juni 1986 den Verdacht geäußert, es könnte ein Mord gewesen sei.<sup>33</sup> Zur selben Zeit verbreiteten westliche Medien, Reeds Leiche sei mit einem Strick um den Hals aus seinem Auto gefischt worden.<sup>34</sup> Es wurde spekuliert, dass Dean Reed für westliche Geheimdienste gearbeitet haben könnte, oder dass der Staatssicherheitsdienst ihn durch einen Mord von einer Rückkehr in die USA abhalten wollte. Die Spekulationen, denen die SED-Führung durch das Verschweigen des Abschiedsbriefes und die Angabe einer falschen Todesursache den Nährboden bereitet hatte, setzten sich bis zur im Jahr 2003 erfolgten Veröffentlichung des durch die Staatssicherheit konfiszierten Abschiedsbriefes fort. Nun erst belegte der handgeschriebene 15seitige Brief Reeds, der an einen Genossen gerichtet war, seinen ungebrochenen Glauben an den Kommunismus ebenso wie das Ausmaß des Beziehungsdramas, das ihn offenbar zu seiner Verzweiflungstat

---

<sup>30</sup> Es ist schwer vorstellbar, dass Verzerrungen oder Halbwahrheiten in dem Sample überhaupt nicht vorkamen. Wie Galasinski gezeigt hat, sind Abschiedsbriefe in vielen Fällen eigensinnige kommunikative Handlungen, die eine bestimmte Absicht verfolgen. Diese Dimension geht verloren, wenn man zu sehr bei der Abbildfunktion von Selbstzeugnissen verharret.

<sup>31</sup> Vgl. Föllmer (2004), S. 121f.

<sup>32</sup> Vgl. Föllmer (2009), S. 210-212. Auch eine historisch präzise Einordnung in den Verlauf der Selbsttötungsrate, die sich beim Thema Krise angeboten hätte, wird nicht vorgenommen.

<sup>33</sup> Vgl. Michalski.

<sup>34</sup> Schroeder.

motiviert hatte.<sup>35</sup> Auch die anhand von Verhören, Fotos und dem Obduktionsbericht erfolgte kriminalistische Rekonstruktion des Suizids widerlegte alle Mordtheorien. Reed hatte den in großen, krakeligen Buchstaben geschriebenen Abschiedsbrief auf den Rücksitz gelegt, dann zunächst das Abschleppseil ausgepackt (wahrscheinlich, um sich zu erhängen), war dann aber ins Wasser gegangen, wo er (auch infolge der vorher eingenommenen Tabletten) ertrank.<sup>36</sup> Die Obduzenten hatten bei der Untersuchung des Leichnams nicht nur spezifische Merkmale für einen Ertrinkungstod, sondern auch eine toxische Menge eines Beruhigungsmittels gefunden.<sup>37</sup> Wenngleich das Selbstzeugnis somit falsche politische Verdächtigungen widerlegen konnte, wäre es naiv, Reeds Abschiedsbrief in alle Aspekte Selbstevidenz zuzubilligen. Das gilt insbesondere hinsichtlich der Schuldvorwürfe an seine Lebensgefährtin, in denen Reeds subjektive Sichtweise zum Ausdruck kommt.<sup>38</sup>

Im zweiten Beispiel hingegen, dem Abschiedsbrief eines Inhaftierten der Strafanstalt Bautzen, der sich im Oktober 1982 in seiner Zelle selbst verbrannte, verfolgen die Hinweise auf eine politische Motivation eine andere Strategie: „Noch im Tode verfluche ich das mir zutiefst verhaßte System der sogenannten DDR. Möge mein Märtyrertod noch viele Mitmenschen aus ihrer stumpfen Proletahrgie reißen“, hatte der Strafgefangene auf einen Zettel geschrieben, der hinter einem Spiegel gefunden wurde.<sup>39</sup> Hauptziel dieses Abschiedsbriefes war es, auf ein Flugblatt hinzuweisen, das der Strafgefangene in hunderten Exemplaren einer DDR-Kinderzeitschrift, in dessen Produktion er eingesetzt war, beigelegt haben wollte. Dazu gab er den gesamten Wortlaut des Flugblattes wieder, das zu Sabotage und zum Mord an SED-Funktionären aufrief. Laut Ermittlungen der Staatssicherheit hatte diese Aktion überhaupt nicht stattgefunden.

Die im Abschiedsbrief anzutreffende Mischung aus Protest und Betrug findet sich auch in der Biografie des Strafgefangenen wieder. Nach zwei abgebrochenen Berufsausbildungen war er zunächst Soldat geworden. Wegen Disziplinarvergehen war er aus der Armee ausgeschieden und war danach zweimal wegen Betrugs und Diebstahl verurteilt worden. Durch Amnestie vorzeitig freigekommen, hatte er versucht, in die Bundesrepublik zu fliehen, was eine erneute Inhaftierung nach sich zog. Eine politische Protestaktion, mit der er seinen Freikauf durch die

---

<sup>35</sup> Vgl. Dean Reed an Eberhard Fensch, 12.6.1986, in: BStU, MfS, AP 2278/92, Bd. 1, Bl. 72-86.

<sup>36</sup> Vgl. Präsidium der Volkspolizei Berlin, Selbsttoetungsversuch eines Staatsbuergers der USA, 11.6.1986, in: BStU, MfS, AU 12332/86, Bd. 1, Bl. 20f.; MfS-Hauptabteilungen IX/7 und XX/7, Bericht zu den Umständen des Todes der Staatsbürgers der USA Dean Reed, Berlin, 18.6.1986, in: BStU, MfS, AP 2278/92, Bd. 1, Bl. 99-102.

<sup>37</sup> Vgl. *Geserick* u. a., S. 205-215.

<sup>38</sup> Vgl. „Sehr persönliche Wahrheit“. Renate Blume zu Reeds Abschiedsbrief, in: *Märkische Allgemeine Zeitung*, 22.7.2004.

<sup>39</sup> Handschriftlicher Abschiedsbrief, Bautzen, 25.10.1982, in: BStU, MfS BV Dresden, AP 2957/88, Bl. 56f. Rechtschreibung wie im Original.

Bundesrepublik bewirken wollte, brachte ihm eine zusätzliche Haftstrafe ein. Zwischenzeitlich war er in den Hungerstreik getreten, zwangsernährt und in ein anderes Gefängnis verlegt worden. Aller Wahrscheinlichkeit nach war es primär seine Verzweiflung über die langjährige Haft und die schwindende Hoffnung auf Freikauf, die ihn zu der Selbstverbrennung bewegt hatte. Ein zusätzlicher Faktor waren Auseinandersetzungen mit Mitgefangenen wegen der Rückzahlung von Schulden in den Tagen unmittelbar vor der Selbstverbrennung gewesen. Seine bereits vor Jahren begonnene Strategie der Politisierung seiner Lebenskonflikte kulminierte im Versuch, als Märtyrer zu sterben. Bevor er sich mit Bohnerwachs einrieb und anzündete, hatte der Gefangene ein Bettlaken zerrissen, auf eine Hälfte mit schwarzer Schuhcreme „Nieder mit der sozial-faschistoiden Diktatur DDR“ geschrieben und an einem Besenstiel aus dem Fenster gehängt. Der andere Teil des Lakens trug die Aufschrift „Tod dem Bolschewisten Honecker“.<sup>40</sup> Diese fragwürdige Strategie ging immerhin insofern auf, dass der Fall, wengleich in der DDR vertuscht und totgeschwiegen, in den bundesdeutschen Presse, gestützt auf Berichte ehemaliger Häftlinge, unter der Überschrift „'DDR' treibt Häftlinge zum Selbstmord“ kurz erwähnt wurde.<sup>41</sup>

Worauf die beiden Beispiele vor allem verweisen ist die Notwendigkeit, der vermeintlich durch den selbst gewählten Tod beglaubigten Autorität von Abschiedsbriefen kritisch gegenüberzutreten, und eine quellenbasierte Antwort für den Einzelfall zu ermitteln.

#### **IV. Abschiedsbrief und Öffentlichkeit**

Wengleich es bereits antike Beispiele gibt (z.B. Epikur),<sup>42</sup> wurde das Schreiben von suizidalen Abschiedsbriefen erst gegen Ende der Frühen Neuzeit üblich, zunächst nur in den gebildeten Kreisen Europas.<sup>43</sup> Neben dem Analphabetentum weiter Teile der Bevölkerung setzte die moralische Verdammung des ‚Selbstmordes‘ dem Mitteilungsbedürfnis derjenigen, die Hand an sich legten, auch noch im 18. Jahrhundert enge Grenzen; in der Regel wollten sie ihre Handlung nicht rechtfertigen, sondern vertuschen. So fand Vera Lind, die Selbsttötungen

---

<sup>40</sup> Vgl. BdVP Dresden, Dezernat I/4 Bautzen, Sachstandsbericht, 25.10.1982, in: BStU, MfS BV Dresden, AP 2957/88, Bl. 34-36.

<sup>41</sup> „DDR“ treibt Häftlinge zum Selbstmord, in: Die Welt, 20.12.1984, S. 1, S. 8.

<sup>42</sup> Vgl. *Graitl*, S. 121f. Wie Graitl zutreffend bemerkt, beruht die „Entdeckung“ des ersten Abschiedsbriefes der Menschheit im alten Ägypten (vgl. *Thomas*) auf einer Fehlinterpretation.

<sup>43</sup> Auch blieb dieses ‚Genre‘ zunächst vor allem Männern vorbehalten. Nicht nur in England waren soziale Stellung und Geschlecht im späten 18. und 19. Jahrhundert hoch signifikante Faktoren im Selbsttötungsdiskurs. Wie Morrissey für das zaristische Russland herausgearbeitet hat, waren es vor allem gebildete Männer, die Abschiedsbriefe hinterließen. Vgl. *Morrissey*, S. 149.

in Schleswig und Holstein untersucht hat, in ihrem Sample von 300 Fällen nur eine einzige Abschiedsnotiz.<sup>44</sup>

Aber mit dem Aufkommen einer toleranteren Haltung der Gesellschaft etablierten sich Abschiedsbriefe als Gattung. Das geschah zuerst in England, wo die florierende Presse Selbsttötungen zur öffentlichen Angelegenheit machte.<sup>45</sup> Die Zeitungen druckten in diesem Zusammenhang bisweilen auch Selbstzeugnisse von Suizidenten, wobei man jedoch hinsichtlich der Häufigkeit keine überzogenen Erwartungen hegen sollte. Während Presseberichte über Selbsttötungen zur Routine wurden, veröffentlichten Londoner Zeitschriften in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts selten mehr als einen Brief pro Jahr.<sup>46</sup> Im deutschsprachigen Raum wurden zur selben Zeit Anthologien mit letzten Worten von zum Sterben Verurteilten, Offizieren, Märtyrern etc. zum Zwecke der Erbauung publiziert, die auch vereinzelt Briefe von Suizidenten, zumeist als abschreckende Beispiele, enthielten.

Die publizierten Texte waren keineswegs repräsentativ für das Selbsttötungsgeschehen. Es handelte es sich um eine Auswahl, und, wie Marie Isabel Schlinzig gezeigt hat, gaben literarische Muster die Auswahlkriterien für die Veröffentlichung echter Abschiedsbriefe vor.<sup>47</sup> So finden sich unter den veröffentlichten Briefen gereimte oder auf klassisches Versmaß getrimmte Abschiedszeilen. Die Literarisierung von Abschiedsbriefen zeigte sich auch darin, dass sich einige Briefe an allgemeine Konventionen des Briefschreibens, der letzten Rede („dying speech“) und des Testaments anlehnten. Der Abschiedsbrief wurde somit im Zuge seiner Etablierung als öffentliche Textsorte durch literarische Konventionen mitgeformt. Dabei bildete sich eine bestimmte Art der Rede über Selbsttötung ebenso heraus wie ein Kanon von akzeptierten Begründungen.

Insgesamt brachten diese Texte sowie der interpretative Kontext, in den sie eingebettet wurden, aber eher gesellschaftliche Konventionen zum Ausdruck, als dass sie authentische Einblicke in die suizidale Dynamik vermittelten. Die Literarisierung von Abschiedsbriefen ging bisweilen so weit, dass neben authentischen auch erfundene Abschiedsbriefe veröffentlicht wurden, ohne diese als solche zu kennzeichnen.<sup>48</sup> Die britischen Historiker Michael MacDonald und Terence R. Murphy haben in diesem Zusammenhang zudem einen Rückkopplungsmechanismus postuliert: In einigen Briefen finden sich Hinweise darauf, dass die Schreiber sich der Möglichkeit einer künftigen Veröffentlichung bewusst waren, und diese

---

<sup>44</sup> Vgl. *Lind*, S. 315.

<sup>45</sup> Das hatte den Nebeneffekt, dass die Häufigkeit von Suiziden tendenziell überschätzt wurde, wovon auch das irreführende Attribut der „englischen Krankheit“ zeugt. Vgl. *Cheyne*.

<sup>46</sup> Vgl. *Parisot*, S. 279.

<sup>47</sup> Vgl. *Schlinzig*, S. 51-56, S. 242f.

<sup>48</sup> „Although presented as genuine examples, a number of the notes undoubtedly tend towards literary artifice, belying their alleged authenticity.“ *Parisot*, S. 279.

entweder wünschten oder zu verhindern suchten.<sup>49</sup> Und nicht nur das, manche Schreiber von Abschiedsbriefen nutzten Floskeln, die sie aus in Zeitungen abgedruckten Briefen entnommen hatten. Zudem wurden sogar Parodien verfasst.<sup>50</sup> MacDonald und Murphy glauben angesichts dessen feststellen zu können, dass sich der Abschiedsbrief um 1770 – nicht ganz zufällig zur Zeit der Veröffentlichung der Übersetzung von Goethes „Die Leiden des jungen Werthers“ – als literarisches Subgenre etabliert habe.

Eine Reihe von Beispielen belegen indes, dass die Angleichung der Rhetorik literarischer und echter Briefe, für die MacDonald und Murphy Beispiele aus England angeführt haben, begrenzt war. Literarische Lesebedürfnisse wurden durch echte Briefe kaum bedient, und die zeitgenössische Sentimentalität, die fiktive Suizidtexte durchzieht, fand sich in den letzten Zeilen nur selten.<sup>51</sup> Die Rezeption von Werthers letztem Brief an Lotte, der zweifellos eine der wirkungsmächtigsten Abschiedsbotschaften des 18. Jahrhunderts darstellte, unterstreicht das. Zwar sind in authentischen Abschiedsbriefen zahlreiche Querverweise auf Werther nachweisbar, nicht nur im deutschsprachigen Raum. Bemerkenswert ist allerdings, wie unspezifisch und selektiv die Rezeption, die sich oft nur auf isolierte Passagen des Briefes bezog, ausfiel.<sup>52</sup>

Zu den wenigen Abschiedsbriefschreibern, die tatsächlich eine Brücke zur hohen Briefkultur schlugen, gehörte der 18jährige Carl von Hohenhausen, der sich im April 1834 erschoss, weil er bereits früh körperliche Verfallserscheinungen an sich wahrnahm und daher glaubte, die durch seine Eltern in ihn gesetzten hohen Erwartungen nicht erfüllen zu können.<sup>53</sup> Wie Marie Isabel Matthews-Schlinzig gezeigt hat, folgte der suizidale junge Mann weitgehend den gelehrten Konventionen des Briefschreibens, das zu den grundlegenden Techniken gehörte, die in den Schulen des 19. Jahrhunderts gelehrt wurden.<sup>54</sup> Der junge Adlige konnte damit rechnen, dass seine literarisch eindrucksvollen Briefe, die er über Monate hinweg schrieb, nach seinem Tod im Kreise der Familie, und vielleicht sogar darüber hinaus zirkulieren würden (wie es bereits mit den letzten Briefen seiner auf natürliche Weise verstorbenen Großmutter geschehen war).<sup>55</sup> Es scheint, als ob Hohenhausen alle ihm noch zur Verfügung stehenden Kräfte darauf verwendete, seine suizidale Verfassung in literarische Form zu bringen, um so eine Verständnisebene für das Ungeheuerliche seiner Selbsttötung zu

---

<sup>49</sup> MacDonald/Murphy, S. 327.

<sup>50</sup> MacDonald/Murphy, S. 326.

<sup>51</sup> Vgl. Parisot, S. 281 sowie den Abschiedsbrief der britischen Frauenrechtlerin Mary Wollenstonecraft in: Todd.

<sup>52</sup> Vgl. Schlinzig, S. 210. Und wenngleich es Ähnlichkeiten gab, so unterschied sich die Form, die Goethe ersann, vom Briefstil des historischen Vorbilds Karl Wilhelm Jerusalem deutlich.

<sup>53</sup> Vgl. Kühnel, S. 307f.

<sup>54</sup> Vgl. Matthews-Schlinzig.

<sup>55</sup> Vgl. Matthews-Schlinzig, S. 39f.

schaffen. Das ist ihm insofern gelungen, als seine Mutter seine Briefe, mit zahlreichen anderen Texten von Verwandten und Bekannten, zwei Jahre nach dem Tod als Buch herausgab.<sup>56</sup>

Das Beispiel illustriert und unterstreicht somit auch die gewandelte kommunikative Funktion von Abschiedsbriefen. Statt lediglich eine direkte Nachricht an engste Verwandte, oder an Gott zu richten, wandten Suizidenten sich nun mit Erklärungen an die Öffentlichkeit – an ein Publikum, das sie vor ihrem Tod nicht hatten.<sup>57</sup> Die Veröffentlichung von Abschiedsbriefen steigerte den gesellschaftlichen Einfluss von Suizidenten: Sie erlangten die Möglichkeit, sich aktiv in die Debatte über Selbsttötungen einzubringen und ihren Tod öffentlich zu erklären.<sup>58</sup> Das trug zur Ausformung des Genres bei. Der Abschiedsbrief wurde zu einem Mittel der Selbstdarstellung. Suizidenten „adoptierten Elemente der Sterbekunst und erweiterten – entsprechend ihrer Todesart und deren religiösen, juristischen sowie allgemein gesellschaftlichen Bewertungen – den Bereich letzter Verpflichtungen“. <sup>59</sup> Letzte Zeilen gebildeter Suizidenten enthielten Verweise auf historische Vorbilder, mischten sich in philosophische Diskurse ein, und wurden teilweise sogar in andere Sprachen übersetzt.<sup>60</sup> Zugleich hob die eigenwillige Aneignung tradierter Konventionen die Sonderstellung der suizidalen Abschiedsbriefe unter den letzten Worten im 18. Jahrhundert nicht auf. Die Rezeptionsgeschichte des letzten Briefes des Dresdner Offiziers Gottlieb Georg Ernst von Arenswald, der sich im Jahr 1781 das Leben nahm, belegt das: Sein Abschiedsbrief wurde in eine Sammlung mit Briefen zur Schulung des Briefstils von Frauen aufgenommen – allerdings als negatives Beispiel.<sup>61</sup>

## V. Gescheiterte Literarizität?

Für eine gewisse Tendenz zur Normierung und Literarisierung von Abschiedsbriefen finden sich Beispiele vornehmlich im 18. Jahrhundert. Im Zuge der Herausbildung einer individualisierten Massengesellschaft werden wohl durchdachte, logisch und stilistisch stimmige Briefe, die eine Lebensbilanz ziehen und Vorkehrungen für die Nachwelt treffen, wie jene von Carl von Hohenheim, ausgesprochen rar. In der Regel klaffen literarische

---

<sup>56</sup> Vgl. *Hohenhausen/Hohenhausen*.

<sup>57</sup> „[...] transforming the genre from what was once a final and direct address to the closest of relations, or even God, to an opportunity for a parting public declaration, to claim an audience in death that the suicidal author could never command in life“. *Parisot*, S. 278.

<sup>58</sup> *MacDonald/Murphy*, S. 336.

<sup>59</sup> *Schlinzig*, S. 183.

<sup>60</sup> Vgl. *Neumeyer*, Kap. VII/4.

<sup>61</sup> Vgl. *Schlinzig*, S. 237-246. Vgl. zu Arenswald ausführlich: *Kühnel*, Kapitel 2.

Suizidtexte und der suizidale Alltag weit auseinander.<sup>62</sup> Der Publizist Roger Willemsen unterscheidet angesichts dessen in dem von ihm herausgegebenen Lesebuch mit literarischen Manifesten und echten Abschiedsbriefen zwischen der „hohen Tonlage, der Differenzierung und Detailtreue des literarischen Sprechens, und der fragmentarischen, abgewandten, quasi alogischen Sprechform selbstmörderischen Abschiednehmens“.<sup>63</sup> Für die Suizidenten des 20. Jahrhunderts scheinen literarische Konventionen und stilistische Normen weitgehend irrelevant gewesen zu sein beim Verfassen letzter Zeilen. So hat der Schweizer Psychologe Walter Morgenthaler in einer 1945 publizierten Studie festgestellt, dass „auch sonst gute Stilisten [...] in diesem letzten Augenblick wenig auf die Form achten und die Neigung haben, sich eher primitiv auszudrücken“.<sup>64</sup> Peter Loosen, der in seiner Untersuchung von „Selbstmörderabschiedsbriefen“ ähnliches beobachtet hat, sah die Erklärung hierfür „in der ungeheuren Anspannung des Augenblicks [...], die die subtilen Fragen des Stils in den Hintergrund drängt.“<sup>65</sup>

In ihrer klassischen Studie haben die Psychologen Evelyn Walker und Charles Osgood versucht, die stilistischen Mängel suizidalen Schreibens genauer zu spezifizieren. Dafür haben sie Abschiedsbriefe mit anderen Briefen der gleichen Personen verglichen. Im Unterschied zu regulären Briefen fanden sie eine höhere Stereotypie, eine größere Desorganisation des Geschriebenen, häufigere motivierende Wendungen und Ausdrücke sowie eine höhere Rate von Konflikten zwischen konkurrierenden Motiven.<sup>66</sup>

Bei den meisten Schriftstücken, die von jenen hinterlassen werden, die sich das Leben nehmen, handelt es sich zudem um Fragmente. Oft sind es verknäppte, hastig auf Zettel oder Zeitungsränder gekritzelte Zeilen, oder, in jüngerer Zeit, kurze elektronische Textbotschaften.<sup>67</sup> Insofern kommt der englische Begriff der ‚suicide note‘ der Realität möglicherweise näher als der deutsche ‚Abschiedsbrief‘, der die etwas irreführende Vorstellung eines literarischen Konventionen folgenden Briefes erweckt.

Angesichts dieser Ergebnisse scheint ein Analogieschluss nahezuliegen: Könnte es nicht sein, dass sich das totale Scheitern, das jene empfinden, die sich das Leben nehmen,<sup>68</sup> auch in der Sprache manifestiert? „Suicide is the moment when language fails“, glaubte der US-

---

<sup>62</sup> Neuere Anthologien literarischer Suizidtexte: *Dietze; Strohmeyer*.

<sup>63</sup> *Willemsen*, S. 415.

<sup>64</sup> *Morgenthaler*, S. 141f. Bei den wenigen Ausnahmen, wo Briefschreiber auf die Form achteten, sah Morgenthaler „den Ausdruck eines Mangels an Unmittelbarkeit, der bis zur Unnatürlichkeit gehen kann“.

<sup>65</sup> *Loosen*, S. 27f.

<sup>66</sup> *Osgood/Walker*.

<sup>67</sup> Vgl. *Behera* u. a.

<sup>68</sup> Vgl. *Amery*.

amerikanische Schriftsteller Mark Dery feststellen zu können.<sup>69</sup> Auch Eric Parisot sieht in den Briefen „a precarious and deeply conflicted performance“.<sup>70</sup>

Andere Autoren hingegen sehen in den stilistischen Mängeln ein oberflächliches Phänomen, wenn nicht gar ein Klischee. So hat eine Studie, die echte und simulierte Abschiedsbriefe verglichen hat, eine stärkere logische Konsistenz von echten Abschiedsbriefen nachgewiesen. Zumindest war die von Außenstehenden erwartete Inkonsistenz größer als die tatsächlich in echten Abschiedszeilen nachweisbare.<sup>71</sup> Wie Dariusz Galasinski hervorgehoben hat, müssen zudem das Fragmentarische und die Vagheit vieler Abschiedsbriefe nicht zwangsläufig als Versagen der Verfasser gedeutet werden, sondern können ebenso auch als logische Konsequenz aus der kommunikativen Situation interpretiert werden. Schließlich genügen oft Andeutungen, um Verwandten und Bekannten etwas Entscheidendes mitzuteilen, denen die Details der Vorgeschichte ohnehin länglich bekannt sind, weshalb sie nicht detailliert ausgeführt werden müssen.<sup>72</sup> Auch hier wird noch einmal deutlich, dass eine isolierende Fixierung auf den Abschiedsbrief an sich zu Fehlschlüssen verleiten kann; stattdessen ist es „hilfreich, den Brief als Teil größerer kommunikativer Vorgänge zu denken“.<sup>73</sup>

## **VI. Bestimmung von Genremerkmalen**

Eingedenk der prinzipiellen Uneinheitlichkeit dieser Textsorte haben Forscher seit der Pionierstudie des französischen Psychiaters Brière de Boismont, der bereits im 19. Jahrhundert anhand der letzten Zeilen die Gefühle („derniers sentiments“) von Suizidenten analysiert und klassifiziert hat,<sup>74</sup> immer wieder versucht, das Genre ‚Abschiedsbrief‘ formal genauer zu bestimmen, und haben im Zuge dessen ihr methodisches Instrumentarium verfeinert. Die Versuche, bestimmte elementare Einheiten von Abschiedsbriefen zu ermitteln, haben bisher zu keinem Konsens geführt, und können es wohl auch nicht.

In den 1960er Jahren unternahm eine phänomenologische Studie des US-amerikanischen Soziologen Jerry Jacobs einen Versuch, den normativen Horizont des Abschiedsbriefschreibens abzustecken. Wer die letzten Zeilen verfasst, macht Jacobs zufolge klar, dass er/sie sich einem unerwarteten, unlösbaren und nicht ertragbaren Problem gegenüber sieht, welches kein isoliertes Ereignis darstellt, sondern Teil einer

---

<sup>69</sup> Dery, S. 264.

<sup>70</sup> Parisot, S. 278.

<sup>71</sup> Vgl. Ioannou/Debowska.

<sup>72</sup> Vgl. Galasinski, S. 50.

<sup>73</sup> Matthews-Schlinzig/Socha, S. 12.

<sup>74</sup> Brière de Boismont.

korrespondierenden langfristigen Entwicklung ist. Weiterhin versuchen die letzten Zeilen zu zeigen, dass der Tod die einzige mögliche Lösung ist für dieses Dilemma (das durch soziale Isolation oder Versagung bzw. Unmöglichkeit medizinischer Hilfe noch verschärft wurde). Sie setzen sich mit internalisierten sozialen Normen auseinander, um vor allem die moralische Verurteilung (unter gleichzeitiger Bewahrung eines konsistenten Selbstbildes) zu überwinden, und verweisen auf äußere Faktoren, welche das Verhängnis quasi determiniert haben. Schließlich werden zumeist noch Ratschläge gegeben, was die Adressaten in Zukunft besser machen könnten.<sup>75</sup> Dieser skizzierte normative Rahmen stellt jedoch lediglich ein Set möglicher Komponenten dar, die keineswegs alle vorkommen. In Jacobs Sample von 112 Abschiedsbriefen entsprach weniger als ein Drittel (35) dieser Norm, und selbst diese waren nicht alle vollständig.

Eine neuere Studie zweier US-amerikanischer Linguisten gelangte mit verfeinerter Methodik zu ähnlichen Ergebnissen. Betty Samraj und Jean Mark Gawron haben mit Hilfe einer Strukturanalyse vier häufig auftretende Kernaussagen („core moves“) identifiziert, und zwar: Erklärung, Verabschiedung, Anweisungen für die Zeit nach dem Tod, und Entschuldigungen. Die Linguisten konnten mindestens eine dieser Kernaussagen pro Abschiedsbrief nachweisen. Der Umstand, dass selbst diese vier Motive nicht notwendig zusammen in einem Abschiedsbrief auftreten, unterstreicht den nonkonformen und fragmentarischen Charakter der letzten Zeilen. Was diese und andere Studien somit vor allem zeigen, ist, dass die Struktur des ‚Genres‘ suizidaler Abschiedsbrief nur schwach determiniert ist. Es gibt ein limitiertes Set von Zielen, die den letzten kommunikativen Akt motivieren; hinsichtlich der Auswahl, der Kombination und der Reihenfolge besteht große Varianz. Zwar konnten Linguisten auch gewisse thematische Cluster nachweisen, etwa dass Wünsche für die Zukunft oft mit Liebes- und Dankbezeugungen verbunden sind. Andere Befunde allerdings wie etwa, dass viele Texte widersprüchlich sind und keine klar identifizierbare lineare Ordnung aufweisen, stützen eher die Annahme einer ‚gescheiterten Literarizität‘.

Der Abschiedsbrief ist also eher ein performativer Akt in einem begrenzten Möglichkeitsraum als eine klar definierte, homogene Textsorte. Das korreliert mit Schlinzigs scharfsinniger Beobachtung, „dass sich in Selbstzeugnissen von Suizidenten häufig verschiedene Textinhalte bzw. -formen mischen: allen voran Beichte (bzw. Legitimationsschrift), Tagebuch, Essay, Testament und Privatbrief“.<sup>76</sup> Ob Verfasser von Abschiedszeilen diese oder jene Elemente der verschiedenen Textsorten aufgreifen, hängt davon ab, was sie in den Minuten vor dem Tod mitteilen können und wollen. Was die Form von Abschiedsbriefen somit vor allem

---

<sup>75</sup> Vgl. *Jacobs*.

<sup>76</sup> Schlinzig, S. 195.

konstituiert, ist weniger eine rhetorische Norm als vielmehr ihre kommunikative Funktion. Anders gesagt: Nicht Konvention, sondern die konkrete Handlungsmotivation.

Insbesondere die jeweilige diskursive Strategie des Suizidenten bedingt eine gewisse Struktur. Eine neuere soziologische Untersuchung von Abschiedsbriefen von politisch motivierten Suizidenten unterstreicht das eindrucksvoll. Obwohl die in der Studie von Lorenz Graitl analysierten letzten Botschaften aus unterschiedlichen historischen Kontexten stammen und die Abschiedsbriefschreiber oft nichts voneinander wussten, zeichnen sich die Texte „durch die Verwendung ähnlicher Motive und einen ähnlichen Sprachgebrauch aus“. Das weltweit zu beobachtende Vorkommen von ähnlichen Mustern lässt sich nur dadurch erklären, dass die Suizidenten trotz verschiedener politischer Ziele ähnliche Kommunikationsprobleme zu bewältigen hatten. Insbesondere die Herausforderung, den selbstgewählten Tod im Gegensatz zum destruktiven „Selbstmord“ als eine sinnvolle, legitime und positive Handlung darzustellen, führte, so Graitl, zu sprachlichen Ähnlichkeiten.<sup>77</sup>

## VII. Diskursive Strategien

„Jede Zeit kultiviert ihr Interesse am Selbstmord neu“, hat Roger Willemsen lapidar formuliert, und dementsprechend fallen auch die Problemlagen und Fragestellungen der Geschichtswissenschaft verschieden aus.<sup>78</sup> So berührte der Skandal des Selbstmords im 18. Jahrhundert ganz andere gesellschaftliche Bereiche und war in anderen Debatten relevant als etwa im 20. Jahrhundert. Hinsichtlich des Suizidgeschehens in der Frühen Neuzeit liegt der Schwerpunkt auf der Analyse der Wahrnehmung von Selbsttötungen als Herausforderung philosophischer, theologischer und strafrechtlicher Diskurse.<sup>79</sup> So verortet beispielsweise Harald Neumeyer die letzten Zeilen primär im Spannungsfeld der normativen Vorgaben des 18. Jahrhunderts und stellt sie als Rechtfertigungsversuche dar, die darum bemüht sind, die Selbsttötung als kompatibel zu jenen Ordnungen erscheinen zu lassen, „die sie als Vergehen und Zuwiderhandlungen disqualifizieren – der vernünftigen und moralischen, der sozialen

---

<sup>77</sup> Graitl, S. 231.

<sup>78</sup> Willemsen, S. 386.

<sup>79</sup> Dass die Diskursanalyse oft ohne Alternative ist, darauf verweist Susan Morrissey, die den Umgang mit Selbsttötungen im zaristischen Russland erforscht hat. An den Anfang ihrer Untersuchungen stellt sie die Beobachtung: “[...] notes are often replete with awkward turns of phrase, hackneyed images, bad poetry, and detailed directions on quite mundane issues, such as the disposal of personal belongings.” Dadurch sei die Möglichkeit historischer Erkenntnis ernsthaft eingeschränkt: “To seek a sublime meaning or a credible cause in the suicide note leads, almost inevitably, to disappointment.” *Morrissey*, S. 149. Morrissey abstrahiert angesichts dessen vom Einzelfall und arbeitet kulturell bedingte Suizidmotive und deren Rezeption heraus – die Abschiedszeilen adliger Männer im zaristischen Russland berührten vor allem die Themen Ehre und Lebensüberdruß.

und politischen, der anthropologischen und der göttlichen Ordnung“.<sup>80</sup> Eine solche strukturalistische Vorgehensweise wird jedoch der chaotischen Empirie der Einzelfälle nicht immer gerecht,<sup>81</sup> auch deshalb, weil solche Versuche, von einem bestimmten ‚Sehepunkt‘ aus Korrelationen zwischen den Inhalten der Briefe und normativen Wissensordnungen sowie fiktionalen Suizidtexten herzustellen, zumeist auf einem selektiven Zugriff auf das empirische Material beruhen.<sup>82</sup>

Im 20. Jahrhundert wurden Selbsttötungen, nachdem sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts die Statistik als zunehmend verlässliche Mess-Instanz etabliert hatte, oft als massenhaftes Phänomen wahrgenommen und im Nachhall von Émile Durkheims Gesellschaftstheorie des Suizids als symptomatisch für sozialer Krisenerscheinungen angesehen.<sup>83</sup> Im Kontext der Neuesten und Zeitgeschichte wurden daher vor allem jene Abschiedsbriefe interessant, die das suizidale Einzelschicksal mit kulturellen, sozialen, wirtschaftlichen oder politischen Problemen der jeweiligen Zeit in Verbindung bringen.

Die vermeintlich durch den Tod beglaubigte Autorität der letzten, im Grenzbereich zwischen Leben und Tod geschriebenen Zeilen kann allerdings dazu verleiten, die Selbsttötung aus dem individuellen Erfahrungshorizont zu lösen und sie quasi deterministisch mit der historischen Situation kurzzuschließen.<sup>84</sup> Abschiedsbriefe, die gesellschaftliche Institutionen oder politische Entwicklungen für die Selbsttötung verantwortlich machen, können zu Fehldeutungen verleiten, ebenso wie die Rezeption dieser Briefe im Rahmen stereotyper zivilisationskritischer Deutungsmuster.

Oft zeigt eine genauere Analyse unter Zuhilfenahme ergänzender Quellen, dass bei Korrelationen von Selbsttötung und sozialen Krisenerscheinungen Vorsicht angebracht ist. Angesichts neuerer Erkenntnisse der medizinischen Suizidforschung, wonach Defizite in der frühkindlichen Entwicklung die Wahrscheinlichkeit einer Selbsttötung in einer Krisensituation signifikant beeinflussen, ist es keineswegs unwahrscheinlich, dass viele Suizidenten, die ihre Verzweiflungstat mit gesellschaftlichen Krisenerscheinungen verknüpfen, sich ohnehin „in einer suizidalen Situation befanden und die politische Konjunktur nutzten, um ihrer Geste eine altruistische und glorreiche Bedeutung zu verleihen“. Baechler zufolge projizieren sie „ihr ganz persönliches Drama auf eine dramatische politische

---

<sup>80</sup> Vgl. *Neumeyer*, Kap. VII, zit. S. 375.

<sup>81</sup> Dass keineswegs alle Abschiedszeilen eine Selbstrechtfertigung anstrebten, macht Andreas Bähres Analyse der Semantik der Selbsttötung im 18. Jahrhundert deutlich. Vgl. *Bähr*.

<sup>82</sup> So sieht Florian Kühnel Bähres These der Selbsttötung aus Schuldgefühl durch die aggressive Komponente in mehreren Abschiedszeilen seines Samples suizidaler Adliger widerlegt. Vgl. *Kühnel*, S. 313.

<sup>83</sup> Vgl. *Durkheim*.

<sup>84</sup> Vgl. die Beispiele der beiden jungen Frauen in: *Schlinzig*, S. 200f.

Situation“ und schreiben „ein Stück aus ihrem Innenleben in ein öffentliches Stück“ um.<sup>85</sup> Solche Versuche, sich in Krisendiskurse einzuschreiben, können vor allem dann in die Irre führen, wenn die darin beschworene Figur des In-den-Tod-getrieben-Seins unkritisch für bare Münze genommen wird, um etwa den menschenverachtenden Charakter der kapitalistischen Ausbeutung oder einer kommunistischen Diktatur zu belegen.<sup>86</sup>

In Abschiedsbriefen beschworene Bedrohungsszenarios lassen nicht ohne weiteres Rückschlüsse auf den Zustand des Gemeinwesens zu, zumal die Höhe der Selbsttötungsrate nur bedingt durch historische Ereignisse und eher selten durch politische Strukturen beeinflusst wird. Allerdings gibt es durchaus historischen Phasen extremer sozialer Anomie (wie die Weltwirtschaftskrise 1929-1932) bzw. Zeiten existenzieller Bedrohung (wie die Judendeportation im ‚Dritten Reich‘), zu denen Menschen durch historische Not- bzw. Zwangslagen zu Selbsttötungen gedrängt werden. Auch so genannte Selbstmordepidemien, bei denen religiöse oder ideologische Prägungen eine Rolle spielen, zählen hierzu. In diesen Extremsituationen erweitert sich, wie Baechler treffend bemerkt hat, der Kreis derer, die sich das Leben nehmen, um eine signifikante Zahl von Menschen, die von ihrer Persönlichkeitsstruktur her kaum zum Suizid prädisponiert sind.

Der Rückgriff auf Abschiedsbriefe ermöglicht in solchen Kontexten, über die bloße Illustration des Leidens der Opfer hinaus, ein genaueres Verständnis der individuellen Wahrnehmung. Ursula Baumann und Christian Goeschel beispielsweise haben authentische Briefe von Deutschen jüdischer Abstammung zitiert, die sich das Leben nahmen, um der Deportation in die NS-Vernichtungslager zu entgehen. Darin wurde unter anderem erkennbar, dass manche Abschiedszeilen auf affirmativ-anklagende Weise eine patriotische Haltung vertraten.<sup>87</sup>

Solche Paradoxien erinnern daran, dass Selbsttötungen, selbst wenn sie, wie im Fall der deutschen Juden, erzwungen werden, oder auch dann, wenn Schmerz, Depression und Wahn eine wichtige Rolle spielen, primär menschliche Handlungen sind. Abschiedsbriefe können als individuelle Selbstzeugnisse dazu beitragen, Situation und Motivation besser zu verstehen, wenn sie – wie idealiter jede historische Quelle – in ihren möglichst genau rekonstruierten Entstehungskontext zurückversetzt werden. Das Fragmentarische der meisten Abschiedsbriefe stellt eine Herausforderung an die Imagination des Historikers dar. Oft liegt der Schlüssel zum Verständnis weniger in dem, was in den Briefen steht, sondern in dem, was nicht gesagt

---

<sup>85</sup> Baechler, S. 124.

<sup>86</sup> Vgl. Neubert; als Beispiele für DDR-Propaganda: 24 Selbstmorde an jedem Tag, in: Junge Welt vom 2.10.1958, S. 1; Selbstmord durch Not, in: Junge Welt vom 18.12.1958, S. 2; Sorge um Arbeitsplatz trieb Frau in den Tod, in: Berliner Zeitung vom 28./29.1.1978, S. 5; Friedrich.

<sup>87</sup> Vgl. Goeschel, S. 111f.; Baumann, S. 373-376.

wird. Am Ende sei daher noch einmal daran erinnert, was die meisten Selbsttötungen hinterlassen: Schweigen, das wehtut.

## Literatur

- Amery, Jean*: Hand an sich legen. Diskurs über den Freitod, Stuttgart 1976.
- Baechler, Jean*: Tod durch eigene Hand, Frankfurt/M. u.a. 1981.
- Bähr, Andreas*: Der Richter im Ich. Die Semantik der Selbsttötung in der Aufklärung, Göttingen 2002.
- Baumann, Ursula*: Vom Recht auf den eigenen Tod. Die Geschichte des Suizids vom 18. bis zum 20. Jahrhundert, Weimar u.a. 2001.
- Behera, C./Karthik, Krishna/Dogra, T.D./Lalwani, S./Millo, T./Singh, S.R.*: E-Suicide Note: A Newer Trend and Its Medico-Legal Implications in India, in: *Medico-Legal Journal* 82 (2014) 2, S. 80-82.
- Berg, Sibylle* (Hrsg.): „Und ich dachte, es sei Liebe“. Abschiedsbriefe von Frauen, München<sup>2</sup>2006.
- Bodenstaff, Detlef*: Stilstatistische Unterscheidung genuiner und simulierter Suizid-Abschiedsbriefe. Zur Entwicklung eines automatisierten Verfahrens, Diss. Göttingen 1981.
- Brière de Boismont, Alexandre-Jacques-François*: Du suicide et de la folie suicide, Paris 1856.
- Callanan, Valerie/Davis, Mark*: A Comparison of Suicide Note Writers with Suicides Who Did Not Leave Notes, in: *Suicide & Life - Threatening Behavior* 39 (2009) 5, S. 558-568.
- Cerel, Julie/Moore, Melinda/Brown, Margaret M./van de Venne, Judy/Brown, Sabrina L.*: Who Leaves Suicide Notes? A Six-Year Population-Based Study, in: *Suicide and Life-Threatening Behavior* 45 (2015) 3, S. 326-334.
- Cheyne, G.*: The English Malady; or, A Treatise of Nervous Diseases of All Kinds, London<sup>3</sup>1734.
- Dery, Mark*: I Must Not Think Bad Thoughts, Minnesota 2012.
- Dietze, Gabriele* (Hrsg.): Todeszeichen: Freitod in Selbstzeugnissen, Frankfurt am Main 1981.
- Durkheim, Émile*, *Der Selbstmord*, Frankfurt/M. 1973, [frz. EA 1897].
- Eisenwort, B./Berzlanovich, A./Willinger, U./Eisenwort, G./Lindorfer, S./Sonneck, G.*: Abschiedsbriefe und ihre Bedeutung innerhalb der Suizidologie. Zur Repräsentativität der Abschiedsbriefhinterlasser, in: *Nervenarzt* 77 (2006), S. 1355-1362.
- Friedrich, Andreas*: Der einsame Tod eines „Freiheitskämpfers“, in: *Junge Welt* vom 25.7.1989, S. 4.
- Föllmer Moritz*: "Good-bye diesem verfluchten Leben", in: ders. (Hg.), *Sehnsucht nach Nähe*, Stuttgart 2004, S. 109-125.
- Föllmer, Moritz*: Suicide and Crisis in Weimar Berlin, in: *Central European History* 42 (2009), S. 195–221.
- Galasinski, Dariusz*: Discourses of Men's Suicide Notes: A Qualitative Analysis, London 2017.
- Geserick, Gunther/Vendura, Klaus/Wirth, Ingo*: Zeitzeuge Tod, Leipzig 2003.
- Goeschel, Christian*: Suicide in Nazi Germany, Oxford 2009.
- Grailt, Lorenz*: Sterben als Spektakel. Zur kommunikativen Dimension des politisch motivierten Suizids, Wiesbaden 2012.
- Grashoff, Udo*: Ich möchte jetzt schließen. Briefe vor dem Freitod, Leipzig 2004.

- Haines, Janet/Williams, Christopher L./Lester, David: The Characteristics of Those Who Do and Do Not Leave Suicide Notes: Is the Method of Residuals Valid?, in: Omega – Journal of Death and Dying 65 (2011), S. 79-94.*
- Heim, N[ikolaus]/Lester, D[avid]: Do suicides who write notes differ from those who do not? A study of suicides in West Berlin, in: Acta Psychiatrica Scandinavia 82 (1990), S. 372-373.*
- Heim, Nikolaus: Freiwillig aus dem Leben gehen – ein Skandal? Wie Persönlichkeiten ihren Freitod begründet und inszeniert haben, in: Neue Zürcher Zeitung, 15.1.2000, S. 99.*
- Ho, T. P./Yip, P.S.F./Chiu, C.W.F./Halliday, P.: Suicide notes: what do they tell us?, in: Acta Psychiatrica Scandinavia 98 (1998), S. 467-473.*
- Hohenhausen, Elise von/Hohenhausen, Carl von: Untergang eines Jünglings von achtzehn Jahren. Zur Beherzigung für Eltern, Erzieher, Religionslehrer und Ärzte, Braunschweig 1836.*
- Ioannou, Maria/Debowska, Agata: Genuine and simulated suicide notes: An analysis of content, in: Forensic Science International 245 (2014), S. 151-160.*
- Jacobs, Jerry: A Phenomenological Study of Suicide Notes, in: Social Problems 15 (1967) 1, S. 60-72.*
- Kühnel, Florian: Kranke Ehre? Adlige Selbsttötung im Übergang zur Moderne, München 2013.*
- Kuwabara, Hideki/Shioiri, Toshiki/Nishimura, Akiyoshi/Abe, Ryo/Nushida, Hideyuki/Ueno, Yasuhiro/Akazawa, Kohei/Someya, Toshiyuki: Differences in characteristics between suicide victims who left notes or not, in: Journal of Affective Disorders 94 (2006), S. 145–149.*
- Leenaars, Antoon A./Lester, David: Myths about suicide notes, in: Death Studies 15 (1991) 3, S. 303-308.*
- Leenaars, Antoon A.: Edwin S. Shneidman on Suicide, in: Suicidology Online (2010) 1, S. 5-18.*
- Lind, Vera: Selbstmord in der Frühen Neuzeit, Göttingen 1999.*
- Loosen, Peter: Untersuchungen an Selbstmörderabschiedsbriefen, Diss. Düsseldorf 1969.*
- MacDonald, Michael/Murphy, Terence R.: Sleepless Souls. Suicide in Early Modern England Oxford 1990.*
- Matthews-Schlinzig, Marie Isabel: Writing Suicide in the Early Nineteenth Century: Carl von Hohenhausen's 'Nachlaß', in: Oxford German Studies 44 (2015) 1, S. 30-41.*
- Matthews-Schlinzig, Marie Isabel/Socha, Caroline: Von einfachen Fragen, oder: Ein Brief zur Einführung, in: dies. (Hg.), Was ist ein Brief. Aufsätze zu epistolarer Theorie und Kultur, Würzburg 2018, S. 9-17.*
- Michalski, Peter: US-Popstar von ‚DDR‘-Geheimdienst ertränkt, in: BILD, 24.6.1986, S. 10.*
- Morgenthaler, W[alter]: Letzte Aufzeichnungen von Selbstmördern, Bern 1945.*
- Morrissey, Susan: Suicide And the Body Politic in Imperial Russia, Cambridge 2007.*
- Neubert, Ehrhart: Politische Verbrechen in der DDR, in: Stéphane Courtois u.a. (Hrsg.): Das Schwarzbuch des Kommunismus, München 1998, S. 829-884.*
- Neumeyer, Harald: Anomalien, Autonomien und das Unbewusste. Selbstmord in Wissenschaft und Literatur von 1700 bis 1800, Göttingen 2009.*
- Osgood, Charles/Walker, Evelyn: Motivation and language behaviour. A content analysis of suicide notes, in: Journal of Abnormal Psychology 59 (1959) 1, S. 58-67.*
- Parisot, Eric: Suicide Notes and Popular Sensibility in the Eighteenth-Century British Press, in: Eighteenth-Century Studies 47 (2014) 3, S. 277-291.*
- Schlinzig, Marie Isabel: Abschiedsbriefe in Literatur und Kultur des 18. Jahrhunderts, Berlin/Boston 2012.*
- Schroeder, Wolfram: Popstar Dean Reeds Tod bleibt voller Geheimnisse, in: Berliner Morgenpost, 29.6.1986.*

- Shneidman*, Edwin S.: Suicide Notes Reconsidered, in: *Psychiatry* 36 (1973), S. 379-394.
- Ders.*: *Voices of Death*, New York 1980.
- Stack*, Steven/*Rockett*, Iain R. H.: Are Suicide Note Writers Representative of All Suicides? Analysis of the National Violent Death Reporting System, in: *Suicide and Life-Threatening Behavior* 48 (2018) 1, S. 12-20.
- Strohmeyer*, Armin (Hrsg.): *Der Freitod. Eine literarische Anthologie*, Tübingen 1999.
- Thomas*, Chris: First Suicide Note?, in: *British Medical Journal* (1980), S. 284-285.
- Todd*, Janet: Suicide and Biography, in: *Comparative Criticism* 25 (2004), S. 57-66.
- Willemsen*, Roger: *Der Selbstmord. Briefe, Manifeste, Literarische Texte*, Frankfurt a.M. 2007.